

(Nachdruck verboten.)

3]

## Das Geld.

Roman von Emile Zola.

Seit jenem Sturz hatte Saccard nicht wieder gewagt, die Börse zu betreten, und auch heute hielt ihn ein Gefühl krankhafter Eitelkeit, die Gewißheit, als Besiegter empfangen zu werden, davon ab, die Stufen hinaufzusteigen. Wie die aus dem Schlafgemach der Geliebten verstoßenen Liebhaber dieselbe zu hassen glauben und doch verstärkte Sehnsucht empfinden, so kam er vom Schicksal getrieben hierher, umschritt die Kolonnade unter leeren Vorwänden, trat in den Garten ein und erging sich wie ein Lustwandler unter dem Schatten der Kastanienbäume. In dieser staubigen Anlage ohne Rasen und ohne Blumen, auf deren Bänken zwischen Bedürfnisanstalten und Zeitungstischen ein bunter Mischmasch niederer Spekulanten sich herumtrieb, wußte er den Anschein eines harmlosen Spaziergängers anzunehmen; er blickte aber lauern zur Börse hinüber mit dem wuterfüllten Gedanken, daß er das Gebäude belagerte, daß er es mit einem engen Ring umschloß, um eines Tages als Sieger wieder einzuziehen.

Durch die Ecke rechts kam er heran, unter den Bäumen gegenüber der Rue de la Banque, und sogleich geriet er mitten in die kleine Börse der ausgeschiedenen Werte, unter die sogenannten „Feuchten Füße“. So nennt man nämlich mit ironischer Verachtung jene Börsertröddler, die im Freien, in dem Straßenkote der Regentage mit den Papieren untergegangener Gesellschaften spekulieren. Da stand in lärmender Gruppe eine unreinliche Judengesellschaft mit fettglänzenden Gesichtern oder abgemagerten Raubvogelprofilen beisammen, eine ungewöhnliche Versammlung auffallender Nasen, wie über einer Beute dicht aneinander gedrängt, sich unter lautem Rufen ereifernd und nahe daran, einander aufzufressen.

Saccard wollte vorbeigehen, als er etwas abseits einen dicken Mann sah, der in der Sonne einen Rubin besichtigte, indem er ihn zärtlich zwischen seinen großen, schmutzigen Händen ans Tageslicht hielt.

„Ei, Busch! . . . Da fällt mir ein, daß ich zu Ihnen herauf wollte.“

Busch, der eine Geschäftsagentur in der Rue Fendean, an der Ecke der Rue Vivienne inne hatte und zu wiederholten Malen Saccard unter schwierigen Umständen von großem Nutzen gewesen war, blieb immer noch in Verzückung vor dem herrlichen Wasser des Edelsteins, sein breites, flaches Gesicht nach oben gehöhrt, seine dicken, grauen Augen vom grellen Licht geblendet. Man sah seine zu einem Strick gewundene weiße Halsbinde unter dem Gehrock hervorscheinen, der, einstmals prächtig, jetzt aber im höchsten Grade schäbig und mit Flecken gesprenkelt, bis zu den bleichen Haaren hinaufreichte, die in dünnen, struppigen Strähnen vom kahlen Schädel herabfielen. Von der Sonne gerötet, von Regengüssen verwaschen, hatte sein Gut kein bestimmtes Alter mehr.

Endlich stieg Busch wieder zum Diesseits herab.

„Ah, Herr Saccard! Sie kommen ein wenig hier vorbei?“

„Ja, es ist wegen eines russischen Briefes von einem russischen Bankier in Konstantinopel. Da habe ich an Ihren Bruder gedacht wegen der Uebersetzung.“

Busch, der immer noch mit unbewußter Zärtlichkeit den Rubin in seiner Rechten hin und her rollte, streckte die Linke vor und sagte, es solle noch am gleichen Abend die Uebersetzung ihm zugehen. Aber Saccard erklärte, es handle sich bloß um ein paar Zeilen.

„Ich gehe selbst hinauf. Ihr Bruder wird mir das gleich vorlesen.“

Da wurde er durch die Ankunft einer ungeheuer dicken Frau unterbrochen, der bei den Stammgästen der Börse wohlbekannten Frau Mèchain, einer von jenen hartnäckigen, arbeitsamen Spielerinnen, deren fette Hände in allerhand verdächtigen Geschäften herumwühlten. Ihr rotgedunsenes Vollmondsgesicht mit den gekniffenen blauen Augen, in welchem das kleine Näschen verschwand, mit dem kleinen Mund, aus

welchem ein dünnes Zisteltimmchen ertönte, schien aus dem alten, malvenfarbigen Gut, der mit knallroten Bändern auf der Seite gebunden war, hervorzuquellen; ihre riesige Brust und ihr Bauch spannten das gelblich schimmernde Grünpopelinekleid bis zum Versten. Im Arm hielt sie eine ungeheuer große, reisesackähnliche, altmodische Schwarzledertasche, die sie niemals losließ. An jenem Tage war die Tasche hochgeschwollen und bis zum Plagen gefüllt, so daß ihr Gewicht die Mèchain nach rechts herunterzog, wie einen schiefgewachsenen Baum.

„Kommen Sie jetzt erst?“ rief Busch, der wohl auf sie wartete.

„Ja, und ich habe die Papiere aus Vendôme erhalten; ich bringe sie gleich mit.“

„Gut, fort! Zu mir! . . . Heute ist hier nichts zu holen.“

Saccard hatte einen flackernden Blick auf die geräumige Ledertasche geworfen. Er wußte, daß die entwerteten Papiere unausbleiblich da hinein gerieten, die Aktien bankrotter Gesellschaften, mit denen die „Feuchten Füße“ immer noch zu spekulieren pflegten, Aktien zu fünfhundert Franken, um welche diese sich für zwanzig Sous, für zehn Sous streiten, in der unbestimmten Hoffnung auf ein unwahrscheinliches Steigen dieser Papiere, oder als eine praktische Gaunerware, die man mit Gewinn an Bankrotteure abgibt, die ihre Passiva zu verdecken wünschen. In den mörderischen Schlachten der Finanz war die Mèchain der Nabe hinter den marschierenden Heerscharen. Keine Gesellschaft, kein großes Bankhaus ging aus dem Leim, ohne daß sie mit ihrer Tasche auftauchte, in Erwartung der Leichname schnüffelte sie in der Luft umher, selbst an den glücklichen Tagen erfolgreicher Emissionen. Denn sie wußte schon, daß der Krach unausbleiblich war, daß der Tag des Gemetzels kommen würde, an dem es in Rot und Blut Tote auszurauen, Werte umsonst aufzulesen giebt. Und Saccard, der sein großes Projekt einer Bankgründung im Kopfe wälzte, bekam einen leichten Schauer; es wandelte ihn eine Vorahnung an beim Anblick dieser Tasche, dieses Schindangers der entwerteten Papiere, der alles zur Börse hinausgesetzte schmutzige Papier in sich aufnahm.

Als Busch die alte Frau mitnehmen wollte, hielt ihn Saccard zurück.

„Ich kann also hinauf? Ich treffe Ihren Bruder sicher?“

Die Augen des Juden blieten sanfter und drückten eine sorgenvolle Ueberraschung aus. „Mein Bruder? Ja, gewiß! Wo sollte er denn sonst sein?“

„Ganz recht! . . . Bis nachher!“

Saccard ließ beide weiterlaufen und setzte seinen Weg nach der Rue Notre-Dame-des-Victoires langsam längs der Bäume fort.

Diese Seite des Börsenplatzes ist eine der begangsten, mit Geschäftshäusern und Pariser Hausindustrien dicht besetzt, deren vergoldete Firmenschilder in der Sonne flammen. An den Altanen klapperten die Jalousien, und eine ganze Familie Provinzbewohner schaute mit offenem Munde zum Fenster eines Hotel garni heraus. Unwillkürlich hatte er empor zu diesen Leuten geblickt, über deren Verblüfftheit er lächeln mußte; dieser Anblick stärkte ihn durch den Gedanken, daß es draußen in den Departements immer noch Aktionäre geben würde. Hinter seinem Rücken tobte der Börsenlärm weiter, wie das immerwährende Rauschen der fernen Meeresflut, und es verfolgte ihn wie eine stete Drohung, ihn zu verschlingen.

Da zwang ihn eine neue Begegnung zum Stehenbleiben.

„Wie, Jordan, Sie wollen zur Börse?“ rief er und drückte einem großen, dunkelhaarigen jungen Manne mit kleinem Schnurrärtchen und entschlossener, eigensinniger Miene die Hand.

Jordan, Sohn eines Marseiller Bankiers, der sich nach heillosem Spekulieren erschossen hatte, irrte seit zehn Jahren auf dem Pariser Pflaster umher, auf Schriftstellerei erpicht, in wackerem Kampf gegen das tiefste Elend. Ein in Plafans seßhafter Vetter, der dort die Familie Saccard kannte, hatte ihn an diesen empfohlen zu jener Zeit, da er in seinem Hotel am Park Monceaux ganz Paris empfing.

„O, zur Börse? Niemals!“ entgegenete der junge Mann

mit heftig abwehrender Bewegung, als wollte er die tragische Erinnerung an seinen Vater verschuchen. Dann lächelte er wieder.

„Sie wissen schon, ich habe mich verheiratet . . . Ja wohl, mit einer Jugendfreundin. Man hatte uns zu den Zeiten verlobt, da ich reich war, und sie hat sich in den Kopf gesetzt, unter allen Umständen den armen Teufel zu nehmen, der ich inzwischen geworden bin.“

„Ganz recht, ich habe den Verlobungsbrief erhalten,“ sagte Saccard, „und, denken Sie, ich habe ehemals mit Ihrem Schwiegervater, Herrn Maugendre, Beziehungen gehabt, als er noch in La Vilette seine Bettuchfabrik hatte. Er muß da ein schönes Vermögen verdient haben.“

Dieses Gespräch fand neben einer Bank statt.

Jordan unterbrach dasselbe, um einen kurzen, dicken Herrn von militärischem Aussehen vorzustellen, der auf der Bank saß und mit dem er bei der Begegnung mit Saccard sich unterhielt.

„Herr Hauptmann Chabe, ein Onkel meiner Frau! . . . Frau Maugendre, meine Schwiegermutter, ist eine geborene Chabe aus Marseille.“

Der Hauptmann hatte sich erhoben, und Saccard grüßte. Er kannte vom Sehen dieses apoplektische Gesicht mit dem durch den Uniformtragen steif gewordenen Hals. Es war ein Typus jener allergeringsten Spieler gegen Bar, die man von ein bis drei Uhr bestimmt hier trifft. Der Hauptmann trieb ein wahres Scherenscheiterspiel mit einem fast sicheren täglichen Gewinn von fünfzehn bis zwanzig Frank, die an demselben Börsentag noch flüssig zu machen sind.

Jordan hatte mit seinem gutmütigen Lachen hinzugefügt, um seine Anwesenheit zu erklären:

„Ein schneidiger Börsenmann, mein Onkel! Sie und da drübe ich ihm so im Vorbeigehen die Hand.“

„Ei,“ erwiderte der Hauptmann, „man muß wohl spielen, da die Regierung mit dem Ruhegehalt mich verhungern läßt!“

Saccard nahm Interesse an dem jungen Mann und an seiner Tapferkeit im Kampfe ums Dasein. Er fragte ihn, ob es mit der Schriftstellerei voran ginge. Und immer fröhlicher erzählte ihm Jordan, wie er seine armselige Haushaltung in einem fünften Stock der Avenue de Clichy eingerichtet habe, denn Vater und Mutter Maugendre, die einem Dichter nicht recht trauten, glaubten schon genug gethan zu haben, weil sie überhaupt in die Heirat gewilligt hatten. So hatten sie gar nichts mitgegeben, unter dem Vorwande, ihre Tochter würde später einmal ihr Vermögen unterhehrt erhalten, noch um ihre Ersparnisse vermehrt. Nein, die Litteratur ernährte ihren Mann nicht; er plante zur Zeit einen Roman, fand aber keine Zeit zum Niederschreiben, denn er war unter die Journalisten gegangen und pfuschte in allem, was dazu gehört, von den Chroniken an bis zu den Berichten aus dem Gerichtssaale und zur Rubrik „Tagesneuigkeiten“.

„Nun,“ sagte Saccard, „wenn ich mein großes Geschäft in Gang bringe, werde ich Sie vielleicht brauchen. Kommen Sie gelegentlich zu mir.“

Er verabschiedete sich und ging hinter der Börse herum. Hier endlich verstummte das ferne Geschrei; das Gebell des Spieles hinter seinem Rücken war nur noch ein wirres Gemurmel, das sich im Gedröhn des Platzes verlor. Auch auf dieser Seite waren die Stufen dicht mit Menschen besetzt; aber das Mafkerzimmer, dessen rote Tapeten man durch die hohen Fenster sah, trennte die Säulenhalle vom Spektakel des großen Saales. Hier saßen Spekulanten, die feinen, die reichen, gemächlich im Schatten, einige allein, andre in kleinen Gruppen, und machten dieses gewaltige, offene Peristyl zu einem förmlichen Klub. Die hintere Ansicht des Börsengebäudes glich ungefähr der Rückseite eines Theaters mit dem Eingange für die Künstler.

Die Straße Notre-Dame-des-Victoires, eine verdächtige und verhältnismäßig ruhige Straße, war mit Weinkneipen, Kaffeehäusern, Bierwirtschaften und Schenken besetzt, in denen ein sonderbar gemischtes Publikum umherwimmelte. Auch die Firmenschilder wiesen auf die ungesunden Pflanzen hin, die am Rande der Kloake in der Nähe wuchsen: übelberüchtigte Versicherungsgesellschaften, Revolverblätter, Banken, Agenturen, Börsencomptoirs, bescheidene Räuberhöhlen in Läden oder Entresols, die kaum handbreit waren. Auf den Gehwegen und mitten auf der Fahrstraße, überall schlichen Menschen lauernd wie am Waldrand umher.

Saccard war innerhalb der Gitter stehen geblieben und schaute nach der Thüre hinauf, die zum Mafkerzimmer führte.

Mit dem scharfen Blick eines Heerführers beschäftigte er von allen Seiten her den Platz, auf den er Sturm wagen wollte, als ein langer Bursche aus einer Kneipe über die Straße geschritten kam und sich sehr tief vor ihm verneigte.

„Herr Saccard, haben Sie nichts für mich? Ich habe die Bodencreditbank endgültig aufgegeben und suche nun eine Stellung.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Zwei griechische Utopisten.

Socrates größter Schüler, der Philosoph Plato, wird gewöhnlich als der antike Vertreter kommunistischer Ideen namhaft gemacht. Seine Schrift vom Staate ist in der That die einzige systematische Verteidigung des Kommunismus, die wir aus altklassischer Zeit besitzen. Es wäre aber sehr unrichtig, deshalb in Plato den einzigen Kommunisten zu erblicken, den die griechisch-römische Civilisation hervorgebracht hat. Das Gegentheil würde allein schon daraus erhellen, daß im Frühjahr 392 v. Chr., einige zwanzig Jahre, bevor Plato seinen „Staat“ veröffentlichte, in Athen eine Komödie aufgeführt ward, die gegen kommunistische Projekte die Pfeile ihres Spottes richtete. In der „Weiber-Vollversammlung“ des Aristophanes bemächtigen sich die Frauen von Athen unter Führung der Praxagora durch List der Herrschaft und führen die Bürgergemeinschaft in Verbindung mit der Weibergemeinschaft ein; die Letztere wird dann vom Dichter mit einer derartig derben Komik ausgemalt, daß zimperlichen Lesern von heutzutage die Augen übergehen müssen.

Den einen oder andern Wortführer unter den Anhängern des Kommunismus, die es also damals schon auf griechischem Boden gegeben haben muß, kennen wir beim Namen. So wird über den Philosophen Protagoras, der um die Mitte des fünften Jahrhunderts vor Christi blühte, die Thatfache berichtet, daß er in einer besondern Schrift ein kommunistisches Programm entwickelt habe; Plato soll dies abgeschrieben haben, was gewiß Uebertreibung ist. Dagegen läßt sich gar nicht bezweifeln, daß Plato keineswegs allein stand als Wortkämpfer kommunistischer Ideale. Sie wurden sogar von andern in viel weitergehender Form versucht. Denn während Plato im „Staat“ den Kommunismus nur für die regierende Schicht der „Wächter“ forderte, wollten andre griechische Schriftsteller die ganze Gesellschaft auf dem Boden des Gemeineigentums neubauen. Die Zeit hat uns leider von den meisten antiken Kommunisten nichts als den Namen gegönnt. Von Platons Zeitgenossen Diogenes, dem philosophischen Sonderling, haben wir wenigstens etliche beißende Sätze, die mehr oder weniger authentisch sind. Dagegen wissen wir von dem Geschichtsschreiber Theopomp, der etwas jünger als Plato war, weiter nichts, als daß er auch einen kommunistischen Staatsroman schrieb. Das gleiche wird von dem jüngeren Helataeus erzählt, einem Sohne des sonst als Schulbürgerstadt verschrieenen Abdera, und über den älteren Phalaes von Chalcedon ist bloß bekannt, daß er den Vorschlag gemacht hat, die Besitzungen aller Bürger müßten gleich sein. Je mehr die wirtschaftliche Verfehlung in eine kleine Anzahl von Reichem und eine große Menge von freien Lumpenproletariaten, denen eine noch größere Menge rechtloser Sklaven gegenüberstand, Fortschritte machte und in immer zunehmendem Maße die Verarmung und Entvölkerung Griechenlands nach sich zog, um so häufiger traten ideal gerichtete Naturen auf, die sich aus der traurigen Wirklichkeit in das Phantastereich kommunistischer Utopien flüchteten. Zwei solcher Staatsromane, der des Zambulos und der des Euhemeros, sind uns wenigstens auszugswise erhalten.

Die Inhaltsangabe der Utopie des Zambulos, die der sicilische Weltgeschichtsschreiber Diodor seiner „Historischen Bibliothek“ einverleibt hat, läßt freilich den Verlust des Originalwerkes um so mehr bedauern. Der Auszug Diodors ist nämlich nicht eben mit besonderer Geschicklichkeit und Klarheit angefertigt, sondern giebt vor allem die romanhafte Entkleidung und die phantastischen Einseitigkeiten wieder, während von dem eigentlichen Angelpunkt des Idealstaates nur zwischen durch ein paar Broden planlos mitgeteilt werden, so daß der Zusammenhang mühsam rekonstruiert werden muß. Aber auch in dieser verstümmelten Gestalt ist das von Zambulos' Schrift Gerettete von nicht geringem Interesse. Er giebt sich für einen Kaufmannssohn aus, der sich von Jugend auf der freien Künste beflissen, nach dem Tode des Vaters aber dessen Handelsgeschäfte fortgeführt habe. Als er einmal durch Arabien in die Gegend zog, woher der Weibrauch kommt, fiel er mit seiner Karawane in die Hände von räuberischen Beduinen und ward zusammen mit einem Reisegefährten als Hirte verwandt. Da ward er nochmals samt seinem Genossen von Aethiopiern geraubt und nach den Küstenstrichen Aethopiens verschleppt, um als Sühneopfer zu dienen, wie dies Volk alle 600 Jahre eins aufs Meer entsandte. Mit genügendem Mundvorrat für ein halbes Jahr versehen, steuerten die beiden auf einem kleinen Schiff in die hohe See hinein, wo sie nach Angabe der Aethiopier fern im Süden eine glückliche Insel finden würden, unter deren menschenfreundlichen Bewohnern ihnen ein herrliches Leben bevorstehe. Nach viermonatlichem Kampf mit den Wogen errichteten sie — irgendwo im indischen Ocean — das bezeichnete Ziel, eine kreis-

förmige Insel von ungefähr 125 Meilen Umfang und wurden von den merkwürdigen Eingeborenen gütlich aufgenommen. Sieben Jahre war es ihnen vergönnt, unter dem glücklichen Volke zu leben. Dann wurden sie als unverbesserliche Menschen von schlechten Sitten aus der Gemeinschaft ausgestoßen und gezwungen, auf einem Nachen widerwillig das herrliche Eiland zu verlassen. Nach viermonatlicher Zerkunft litten sie an den Sandbänken der indischen Küste Schiffbruch, wobei der Gefährte des Zambulos sein Leben einbüßte, während er selber in ein Dorf und von da nach der weit entfernten Stadt Palibothra am Ganges gelangte, deren griechenfreundlicher König ihn mit großer Gunst aufnahm. Ueber Persien lehrte er schließlich in die Heimat zurück und konnte seinen Landsleuten die nachahmenswerten Zustände schildern, die er auf jener glücklichen Insel kennen gelernt.

Um diesen Hauptteil seiner Schrift abwechslungsreicher zu gestalten, fügte Zambulos zahlreiche ganz phantastische Züge hinein: da erscheinen allerhand Fabeltiere, und z. B. haben die Einwohner zwei Zungen, so daß sie sich gleichzeitig mit zwei Personen unterhalten können; außerdem sind sie so zungenfertig, daß sie das Zwitschern der Vögel vollkommen naturgetreu nachahmen vermögen. Während Diodor bei diesen Märchen mit vielem Wohlbehagen verweilt, widmet er unter den socialen Einrichtungen der Insel eigentlich nur der Regelung der Beziehungen zwischen den beiden Geschlechtern und einigen andern Einzelheiten, die ihm merkwürdig erschienen, ein paar Sätze. Wir hören, daß die Inselaner nicht heiraten, sondern die Weiber gemeinsam haben und die von ihnen Geborenen als allen gemeinsam, mit gleicher Liebe aufzuziehen und nähren. Von den Ammen werden die Kinder häufig vertauscht, damit nicht einmal die Mütter die ihrigen erkennen können. „Daher verbringen sie,“ heißt es bei Diodor, „weil kein Ehrgeiz unter ihnen existiert, ohne Entweihung in der größten Eintracht ihr Leben.“ Die Weibergemeinschaft allein ist dafür natürlich keine genügende Motivierung: die Gütergemeinschaft als notwendige Ergänzung hat Diodor in seinem Auszuge zu erwähnen unterlassen. Daß sie bei Zambulos im Mittelpunkt des Ganzen stand, geht einmal aus der angeführten Stelle über die Kindererziehung hervor und dann aus den dürftigen Sätzen, die Diodor weiter dem Gesellschaftsorganismus dieses Utopiens widmet. Seine Einwohner leben nämlich nach der Verwandtschaft in Abteilungen, worin nicht mehr als 400 Menschen unter Führung des ältesten von ihnen zusammengefaßt sind; stirbt der bisherige Führer, so folgt der nächstälteste nach. Diese Abteilungen sind als regelrechte Phalanx im Fourierschen Sinne zu denken. Denn wir hören, daß ihr ganzes Leben eine fortgesetzte Ordnung hatte. Eine Scheidung nach Berufszweigen ist unbekannt. Umständlich fassen die einen, die andern sind gewerblich thätig, wieder andre leisten den übrigen die persönlichen Dienste bei Tisch usw. oder verwalteten öffentliche Ämter. Und entsprechend ist es mit allen Arten nützlicher Thätigkeit: jeder bethätigt sich in regelmäßigem Wechsel bald in diesem, bald in jenem Zweige, außer den Greisen, die arbeitsfrei sind. So treten denn doch die Grundzüge des Kommunismus nach dem Systeme des Zambulos deutlich hervor.

Von den persönlichen Lebensumständen dieses antiken Utopisten ist gar nichts bekannt, nicht einmal Geburtsort und Geburtszeit. Auf die letztere läßt sich nur daraus schließen, daß er am Ganges in Palibothra beim heutigen Patna einen griechenfreundlichen König herfürhen läßt. Eine griechenfreundliche Dynastie hat da nämlich zwischen 315 und 268 regiert. Man wird also nicht erheblich fehlgehen, wenn man Zambulos für den Zeitgenossen eines andern griechischen Kommunisten, des Euhemeros, hält, dessen Gestalt nicht ganz so nebelhaft ist. Er war gebürtig aus der Stadt Messene im Peloponnes und beschränkt mit Aristobulos (gest. 298 v. Chr.), einem der Nachfolger Alexander des Großen. Im Auftrage dieses Diadochenfürsten hat er ausgedehnte Reisen nach dem indischen Ocean, seinen Küstenländern und seiner Inselwelt unternommen. Euhemeros schrieb ein Buch, das sich „Heilige Urkunde“ betitelt. Es ist im Altertum viel citirt worden wegen der eigentümlichen Auffassung vom Ursprung der griechischen Götterlehre, die sich darin niedergelegt findet und nach ihrem geistigen Vater noch heute Euhemerismus genannt wird. Ihm zufolge waren die Götter ursprünglich nichts als berühmte Menschen gewesen, die nur um ihrer Verdienste willen nach dem Tode vergöttert worden seien. Daß diese rationalistische Auffassung der Mythologie durchaus unrichtig ist, braucht kaum gesagt zu werden. Euhemeros war nicht bloß Atheist, sondern gleichzeitig Kommunist, die „Heilige Urkunde“ ein Staatsroman, der zwar auch die Gedanken des Verfassers über den Glauben der Väter zum Ausdruck brachte, in erster Linie aber sein Gesellschaftsideal darstellte. Von dem utopischen Inhalt der Schrift wissen wir leider viel weniger, als von dem religionsphilosophischen, aber doch genug, um die kommunistischen Grundgedanken des Euhemeros erkennen zu lassen.

Auf einer seiner Reisen wollte er im sogenannten glücklichen Arabien (Jemen) zu Schiffe gegangen und in den südlichen Ocean verschlagen worden sein. Da haben ihn denn Wind und Wellen zu den drei Inseln der Panhäer geführt, wovon eine, die heilige, von einem König beherrscht war, die andre Gräberinsel hieß, die dritte, dem indischen Festland zunächst gelegene, zur Hauptstadt Panara hatte: dieses dritte sehr fruchtbare Eiland beschrieb Euhemeros dann ausführlich. Da war denn einmal von dem die Rede, was er an unwiderleglichem Wissen über die griechischen Götter durch eine Inschrift auf goldener Säule beim Volk der Panhäer erfahren haben wollte. Vor allem aber schilderte er ausführlich das Glück, dessen diese Leute sich unter der Herrschaft des Kommunismus erfreuten.

Das Volk von Panara regiert sich selbst. Jedes Jahr wählt es als oberste Behörde drei Archonten. Neben diesen haben aber die Priester große Gewalt als angesehenster unter den drei Teilen des Volkes. Die erste Klasse bilden die Priester zusammen mit den Handwerkern, die zweite die Bauern, die dritte die Hirten mit den Soldaten zusammen. Es ist nicht erlaubt, daß jemand etwas sein Eigen nenne, außer Haus und Garten. Vor allem ist also das Land Gemeingut. Seine Erzeugnisse werden von den Bauern an die Archonten abgeliefert. Um ihren Fleiß anzuspornen, erhält, wer sich als der tüchtigste Landwirt erwiesen hat, bei der Verteilung der Erträge ein besonderes Ehrengeschenk, ebenso die nächstbesten bis zum zehnten. Wie die Bauern, so liefern auch die Hirten die Produkte der Viehwirtschaft an die Behörde ab. Das Gleiche geschieht mit allen andern Wirtschaftsprодукten. Die Verteilung erfolgt dann durchaus gleichmäßig mit peinlicher Gerechtigkeit; nur erhalten die Priester einen doppelten Anteil. Sklaven giebt es in Panara so wenig, wie auf der glücklichen Insel des Zambulos.

Beide Utopien waren bloß schöne Träume. Die antike Civilisation mußte, ohne den Ausweg zum Socialismus finden zu können, in sich selber verfaulen, weil sie auf der Sklaverei beruhte und den maschinellen Großbetrieb noch nicht kannte. Daß er die Voraussetzungen schaffe, die gegeben sein müßte, damit die Befreiung der Missethigen und Beladenen erfolgen könne, hat schon Aristoteles, neben Plato der größte Denker des Altertums, geahnt. Diese Voraussetzung für die Erlösung der Menschheit ist aber im Altertum bekanntlich nicht geschaffen worden. —

Dr. A. Conrady.

## Kleines feuilleton.

k. Ein altes steinernes Bilderbuch. Aus London wird berichtet: Eine interessante Publikation ist auf Veranlassung des „Aegypt Exploration Fund“ unter dem Titel: „Die Felsenräuber von Deir el Gebrawi“ von R. de G. Davies soeben erschienen. Ueber 150 Gräber, die in die Felsen eingehauen und deren Wände mit Bildern bedeckt sind, sind erforscht worden; die Abbildungen sind zumest von den Gräbern des Würdenträgers Aha und seines Sohnes Jau genommen, die bei weitem die reichsten sind. Es sind zwei Wände mit zahlreichen Abbildungen, einige darunter in ihren Originalfarben, die ein lebensvolles Bild von dem täglichen Leben und den socialen Verhältnissen der altägyptischen Kultur entrollen. Die Bilder sind auf feinen weissen Mörkel, der so fest an dem Stein haftet, daß noch jetzt, nach Jahrtausenden, nur wenig abgefallen ist, gemalt. Sie werden auch durch Inschriften in dem alten Bilderalphabet der Aegypter erklärt. Obgleich Ahas Grab schon sieben Jahrhunderte v. Chr. Gegenstand des antiquarischen Studiums war, und obgleich dieses Grab und die Gräber in der Nähe desselben in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung von Mönchen und Eremiten bewohnt wurden, die koptische Inschriften auf den Wänden hinterließen, verblieben die gemalten Archive aus der Zeit des alten Romarchen doch an dem Begräbnisort und sind nur sorgfältig übertragen. Als die altägyptische Civilisation auf ihrem Höhepunkt stand, war der Romarch des fruchtbaren zwölften Nomos Aha, ein großer Fürst und Schutzherr der Künste und Gewerbe. Ahas Stolz war es, auch Oberhaupt des achten Nomos zu sein, der Abydos, den Mittelpunkt der Ostrisanbetung und die wunderbare Hauptstadt This umschloß. Von den vierzig Titeln des alten Aegypters seien einige erwähnt: Erbprinz, Sem-priester, Oberhaupt des Nomos This, Oberaufseher des Sidens, der beiden Kornkammern, der beiden Geflügelreiche, der beiden Schafkammern, der Mann der großen Festung, Begünstigter der Hand, Leiter der beiden Throne, Schreiber der Rolle Gottes, Oberaufseher der Verteilung der göttlichen Opfer, zweiter Priester der Menanthe-Pyramide, königlicher Kanzler, Herr des Himmels, Er, der über den Geheimnissen ist, usw. Daraus ist ersichtlich, daß Aha ein großer Würdenträger war, der dem König nächstfolgende, wie an anderer Stelle deutlich gesagt ist, der geistliche und weltliche Ämter mit einander verband. Auch die Titel und Tugenden von Ahas Familie werden aufgezählt. Die Malereien auf den Wänden des Grabes zeigen die Bodenbestellung, die Pflege der Vögel und Haustiere, das Fangen von Wild, Fisch und Geflügel, die Verwaltung des Besitzes und die Beaufsichtigung der Handwerker. Aha selbst erscheint in einer führenden Rolle, von seiner Familie umgeben, und damit kein Irrtum entsteht, sind ihre Namen und Beschäftigungen aufgeschrieben.

Auf der südlichen Wand wird Aha jagend und nach der Feldarbeit sehend gezeigt. Er erscheint in einer kurzen Tunika mit einer Kopfbinde in einem großen Papyrusstauden stehend, das durch das dicke Laubwerk roter und grüner Wassergewächse gestochen wird. Er hält einen Speer, mit dem er eben ein paar Fische gefangen hat, und vor ihm steht Jau mit zwei andern Fischen auf dem Speer. Seine Frau Nehenem sitzt im Boot und ihre Tochter Teshyt steht und rückt an einer Lotosblume. Unten im Wasser sieht man zwischen Lotosblumen und Blättern Flußperle, Krotobile und mehrere Arten Fische, wie man sie noch jetzt im Nil findet. Unten stehen die vier jüngeren Söhne, jeder mit erjagtem Wasser-geflügel; an einer Seite ziehen eine Anzahl Leute ein Netz mit Fischen herauf, zwischen denen Lotosblüten und Blätter künstlerisch angebracht sind. Darüber ist Aha sitzend dargestellt, während ihm die

Fische gebracht werden. Zwei Leute schneiden die Fische auf, reinigen sie und breiten sie in der Sonne zum Trocknen aus. Auf einem freien Raum des Bildes prügeln sich Bootsleute in zwei Booten mit Stangen.

Ein andres Bild zeigt Aha, wie er eine Schleudertasse unter Vögel, die aus einem Pappstrichbüchse aufsteigen, wirft. Die Halme sind so gerade wie ein Bitter, oben ist eine Vögel vier symmetrischer Blumenreihen. In der Mitte sind Nester mit Eiern und Junge, die eine Ginstertasse verschlingen will, während die erschreckte Vogel-mutter ihr nach den Augen haßt. Die Frau und Familie begleiten Aha auf seiner Jagd; einige seiner Angehörigen halten die gefangenen Vögel an den Schwingen. Rundherum bringen die Leute Erzeugnisse aus den Sümpfen. Andre Szenen zeigen Aha Hof haltend oder mit der Geißel der Justiz. Luchtwaller bei ihrer Beschäftigung, Musiker, Tänzer, Aufzüge zu Wasser und zu Lande, und Bestrafung der Auf-seher, deren Abteilungen nicht genügend Nutzen abgeworfen haben, durch Stockschläge. Die Inschrift des Strafbildes lautet: „Schlagen ist sein Name; es erzeugt Herzensfreude.“ Ein Schlächter schneidet einen Ochsen auf, während ein Mann eine Schale für das Blut hält und ein andrer das Herz nimmt, das als „großer und zarter Teil“ bezeichnet wird. Weiter sieht man in diesem steinernen Bilderbuch das Hüten der Tiere, die Verheerungen des Löwen, Mellen, Pflügen, Nähen, Anfertigen von Steinvasen, Putzen der Schmucksachen, Holz-schmigen und Opfern. —

— Zur Geschichte des Wortes „Trabant“. Das Wort Trabant kommt in den meisten europäischen Sprachen vor. Man findet es im Rumänischen, im Ungarischen, in slavischen Dialekten, im Deutschen und Schwedischen, und auch für das Englische und Französische ist es zu belegen. Es läge nahe, das Wort von traben abzuleiten, und man hat es auch früher gethan, bis der Slavist Miklosich nachwies, daß es aus dem Persischen derbân, Thürhüter, stamme. Von hier ist es in das Türkische, von da ins Rumänische, Magharische, Slavische und Deutsche übergegangen. Nun versucht A. Klunper im neuesten Hefte der Zeitschrift für deutsche Wortforschung eine andre Ableitung. Einerseits sei nicht zu erklären, wie die persische Grundbedeutung Wächter, Hof-würdenträger allgemein zu einer militärischen Bezeichnung, wie es im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert der Fall war, geworden ist, andererseits lassen auch die ungarischen Laut-regeln es nicht wahrscheinlich erscheinen, daß ein Fremd-wort derbân unverändert aufgenommen und weitergegeben worden ist. Dagegen findet sich im Czechischen ein Wort dráb, polnisch drab, das in seiner Bedeutung dem Aus-druck Trabant, Fußsoldat, Söldner, vollständig entspricht. Aus diesem czechischen Ausdruck mag dann das deutsche Wort entstanden sein. Man darf nicht vergessen, daß Trabant und Leibwächter im 16. und 17. Jahrhundert gar nichts miteinander zu thun haben. Erst die im 18. Jahrhundert vom Wiener Hofe ausgegangene Venennung der Leibgarden mit Leibtrabanten hat die beiden Vorstellungen wieder näher gebracht und damit der persischen Deutung Wahr-scheinlichkeit verliehen. —

### Theater.

Neues Theater. „Die Lokalbahn“. Komödie in drei Akten von Ludwig Thoma. — Max Reinhardt, unter dessen Leitung das Kleine Theater in diesem Winter sich so glückverheißend entwickelt, hat nunmehr auch die Bühne am Schiffbauerdamm übernommen. Hoffentlich ist die Verbreiterung des Unternehmens zugleich ein Zuwachs seiner künstlerischen Kraft. Einstweilen sollen hier die früher acceptierten Stücke, für die bei dem enormen Erfolg von Gorkis einzigartigem „Nachtasyl“ im Repertoire des Kleinen Theaters der Raum fehlt, zur Aufführung gelangen. Von Thoma's „Lokalbahn“, die die Reihe eröffnete, läßt sich leider nicht viel des Guten berichten. Mit der „Medaille“, deren urwüchsig behaglicher Humor aus einer der besten Lessing-Theater-Vorstellungen des Vorjahres den Mitgliedern der Freien Volksbühne in dankbarer Erinnerung ist, darf sich das neue Lustspiel schon gar nicht vergleichen. Das Ziel war hoch gesteckt. Jenes feige deutsche Philisterrum, das Thoma in seinen Simplicissimus-Gedichten so oft und mit so ledem, sicherem Hieb ge-züchtigt, sollte leibhaftig auf der Bühne aufmarschieren. Kein bloß reaktionäres Censurregime irgend möglich, eine politisch-satirische Komödie galt es zu schaffen. Und die Idee, daß die hiederen, königstreuen Mittelstandshelden, da sie die Lokalbahn anders als das Ministerium haben wollen, in gärende Empörung geraten, daß sie, hingerissen von der Spannkraft un-geübten Namensmutes in der Brust, im revolutionären Nausche einer Stunde einen Umzug mit Fadeln und Musik, sozusagen als Demonstration gegen die hohe Regierung, veranstalten und dann am nächsten Tage entsetzt, wohin sie die Verwegenheit getrieben, das fremde Löwenfell weit von sich werfen, ist ganz gewiß kein übler satirischer Einfall. Die Sache ließe sich in einer politischen Humoreske allerliebste erzählen. Aber ebenso gewiß reicht die Komik dieser Situation zu einer Komödie von drei Akten nicht hin, es sei denn eine Fülle drollig charakteristischer überraschender Einfälle aus diesem Allgemeinen herausgesponnen. Daran fehlt es hier leider so gut wie ganz. Außer einer ziemlich hölzernen Liebesgeschichte, der man es auf zehn Schritte ansieht, daß Verantwortlicher Redakteur: Carl Reid in Berlin. — Druck und Verlag:

sie als „Illustration der Karriere-treue in dem Beamtentum mühsam ab-sichtlich in den gegebenen Rahmen eingeflochten wurde, trägt sich sonst schlechterdings auch nichts, was einer Nebenhandlung ähnlich sähe, in der Komödie zu. Die Magerkeit macht Langeweile und über dem Warten verliert man die Stimmung, um sich an dem, was da und dort an treffender Beobachtung und witziger Ironie auftaucht, unbesangen zu freuen.

Im ersten Akt erzählt der Bürgermeister, aus der Hauptstadt zurückgekehrt, seinen guten Dorfsteuern, wie er dem Minister, der sich in der Lokalbahn-Frage nicht erweichen ließ, einmal ordentlich die Wahrheit gesagt. So lag ich und so führt ich meine Klinge. Man weiß sofort, er schwindelt, aber von Dorfsteuern erleuchteten Köpfen kommt keiner auf die Vermutung. Das Heldentum wirkt ansehend. Musik, Fadelzug, Demonstration. Die Nieder-tafelgarde im Hintergrund, die dicke, selig schluchzende Bürgermeisterin am Halbe ihres Mannes, der Gut und Blut für Dorfstein und das klare Recht zu opfern schwört — es ist die wirkungs-vollste Scene des Stücks, ganz im Geiste von Thomas Theodor Heines Bildern aus dem deutschen Familienleben. Darauf im zweiten und im dritten Akt, breit ausgemalt, die Katerstimmung in der Stadt. Eine heiß-blütige Phantastie hat den Redakteur der „Dornsteiner Anzeigen“ getrieben, den Bürgermeister mit Brutus zu vergleichen und im Kampf für die Lokalbahn den Tyrannen grimmige Feindschaft anzufügen. Eine liebe Verwandte eröffnet den Reigen der Unzufriedenen. Der Amts-richter löst schleunigst die Verlobung mit des Bürgermeisters Tochterlein und schließlich rückt eine Deputation auf den Plan. Der Bürgermeister verspricht, den Herrn Minister, den er nie beleidigt hat, um Verzeihung zu bitten. Der Amtsrichter nimmt das num-mehr von dem Verdacht umstürzlerischer Abstammung gereinigte Fräulein wieder in Gnaden an. Und unter den Friedensklängen der Redertafel: „Still ruht der See“ fällt über all dem Glück der Vorhang.

Es wurde munter gespielt. Ganz hervorragend war Marie Conrad-Ramlo aus München als hohhaft zungenfertige Schwägerin, und Leopold Thurner in der Rolle des beschaunlich gemüthlichen Brauereibesizers Schweigel. Sehr niedlich gab Lucie Höflich das sanft beschränkte Bräutchen. Frau Grim-Ginöds-Hofer sowie die Herren Giampietro, Storm, Julius Sachs und Arnold thaten für ihre Rollen das Mög-lichste. Trotz alledem und trotz der anheimelnden Inszenierung: die Stimmung blieb kalt. Der Beifall am Schluß stieß auf starke Opposition. —

### Humoristisches.

— Kurzichtig. Der Metzgermeister Wamperl ist trotz seines brutalen Gewerbes ein seelenguter Kerl. Sein einziger Fehler sind seine enorm großen Hände, die seinen Freunden einen steten Anlaß zu mehr oder minder gewählten Anspielungen geben. Das Aergste ist ihm aber jüngst am Centralbahnhof passiert, als er zu einem Nachmittagsausflug seine Spezl erwartete. Wie ein Fels stand er da, mit seinen mächtigen Fäusten, die in eigens fabrizierten hell-gelben Glacés stakten. Ein alter Dienstmann, wohl etwas kurzfristig, näherte sich ihm, zog die Mütze und meinte, auf die „Hellselben“ weisend: „Der si Gahna vielleicht d' Handkofferln („Jugend“).“

### Notizen.

— „Handbuch der mittelalterlichen und neuen Geschichte“ nennt sich ein neues historisches Sammelwerk in 28 Bänden, das vom Verlag R. Oldenbourg in München an-gekündigt wird. Die Redaktion besorgen G. v. Below für das Mittelalter und Fr. Meynede für die neuere Zeit. —

— „Der Teufelskerl“ von Bernhard Shaw fand bei seiner Erstaufführung im Wiener Raimund-Theater nur schwachen Beifall. —

c. Eine Schule für Forschungsreisende bietet die Geographische Gesellschaft in London, die regelmäßige Kurse zur Ausbildung von Forschern abhält. Dort werden die künftigen Forscher gelehrt, Höhen durch die Temperatur des kochenden Wassers zu bestimmen, Beobachtungen über das Wetter anzustellen usw. Auch für den Geologen giebt es Ausbildungskurse in der Forscher-„Akademie“ der Gesellschaft. Weiter wird z. B. gelehrt, wie man Denkmäler in Papier modelliert und Abdrücke von allen Inschriften nimmt. Man taucht eine besondere Art Papier in Wasser und be-deckt das Bildwerk damit Blatt für Blatt, indem man es mit einer Bürste hineindrückt. Diesen Abdruck läßt man auf dem Bildwerk gründlich trocknen und zieht ihn dann ab. —

— Den neuesten statistischen Angaben über den Brannt-wein-Verbrauch in Rußland zufolge kommt in Mittel-rußland im Jahre durchschnittlich 0,5 Wedro gleich 6,1 Liter auf den Kopf der Bevölkerung. In einzelnen Gegenden steigt der Verbrauch auf 0,7 Wedro für den Kopf der Bevölkerung. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 1. März.

Vorwärts Buchdruckerei und Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW.